

U 27 / 3708

REKTORWECHSEL  
AN DER  
**UNIVERSITÄT LEIPZIG**

AM 31. OKTOBER 1927

I.

JAHRESBERICHT DES ABTRETENDEN REKTORS  
**DR. HEINRICH SIBER**

II.

REDE DES ANTRETENDEN REKTORS  
**DR. ERICH BETHE**  
WISSENSCHAFT UND STAAT

*Univ. Leipzig  
Gülich, v. d. Hagen  
Challis, Ursel*



**LEIPZIG**  
DRUCK VON ALEXANDER EDELMANN  
UNIVERSITÄTS-BUCHDRUCKER

4

## II.

### Rede des antretenden Rektors\*)

Dr. Erich Bethe.

Heute noch wie seit Jahrhunderten legt die Leipziger Universität Purpur und Gold ihrem Rektor an als Zeichen ihrer Würde, die er zu vertreten hat. Heute noch hängt sie ihm den Fürstenmantel um, obwohl vor neun Jahren allen Deutschen Fürsten der Purpur von den Schultern glitt. Heute noch prangt die goldene Kette an seinem Hals, obwohl in Strömen und auf unabsehbare Zeit Deutschlands Gold, der sichtbare Lohn seiner Arbeit, zu unsern einstigen Feinden, jetzigen Erpressern fließt.

Mit welchem Recht und in welchem Sinne trägt jetzt noch der Rektor diese Symbole vergangener Herrlichkeit? Bewahrt sie die Universität, ihrem beharrenden Wesen getreu, nur als ehrwürdige Altertümer, die ein zielbewußter Neuerer wie alte Zöpfe abschneiden sollte?

Gewiß, die Universität hat das Recht, hat die Pflicht, ihre ehrwürdigen Überlieferungen zu pflegen. Mit Dankbarkeit gedenkt sie der Huld des Königs Johann, der ihr diese Kette stiftete, und seiner Nachfolger, deren letzter sie prächtiger schmückte, äußere Zeichen verständnisvoller Sorge und Hilfe, und sie betrachtet diese Kette als Pfand, daß auch ihre freistaatlichen Nachfolger dieselbe Verpflichtung übernommen haben, diese Stätte der Wissenschaft in gleichem Sinne und mit gleicher Sorge zu pflegen.

Und mit Stolz sieht die Leipziger Universität auf den Hermelinbesetzten Purpur in Erinnerung an ihre alten Korporationsrechte und ihre Selbständigkeit, die sie, übersiedelt von Prag, zu wahren sich stets angelegen sein ließ, und an die fürstlichen Ehren, die im XVI. Jahrhundert Kaiser und Landesherren gelegentlich Universitätsrektoren zu Teil werden ließen, die Leipzig noch 1714 für ihren im Amt verstorbenen Rektor Titius mit Erfolg in Anspruch genommen und die nach freilich etwas unsicherer Überlieferung noch vor 40 oder 50 Jahren ein Leipziger Rektor vor der nur halbgeöffneten Flügeltür im königlichen Schloß zu Dresden zur Geltung gebracht haben soll.

\*) Die Rede wurde der beschränkten Zeit gemäß in verkürzter Form frei gesprochen.

Heute, da weltgeschichtliche Entwicklung fast alle Fürstenhüte weggeschwemmt hat, und nur noch wenige als zierliche Wellenkronen schaukelt, heute steht es am wenigsten der Universität an, auf äußere Ehren eines ihr niemals verbrieften Fürstenrechtes zu pochen. Mehr sein als scheinen muß alle Zeit vor andern ihr Wahlspruch sein. Aber nie darf sie auf ein Recht verzichten, das sachlich begründet, Ausfluß ihres Wesens ist. So beansprucht die Deutsche Universität in einem Sinne das Fürstenrecht der Souveränität und muß es immer beanspruchen, so lange sie bleiben will, was sie jetzt ist: eine wissenschaftliche Institution für Forschung und Lehre. Sie kann das nur sein, wenn dem Forschungstrieb keine Schranke gesetzt und jeder Weg, den er suchend einschlägt, nach Möglichkeit geebnet wird. Sie kann es nur bleiben, wenn die zur Forschung Bestgeeigneten berufen werden — eine schwierige und verantwortungsvolle Aufgabe, für welche der Staat die Sachkenner als Berufenste anzuerkennen alle Ursache hat. Freie Forschung verlangt als notwendige Ergänzung freie Lehre. Darf der Lehrer seinen Schülern nicht sagen, was er erkannt zu haben und erweisen zu können glaubt, so wird er un wahr, sündigt wider den Geist der Wissenschaft, macht den Fortschritt unmöglich, den er doch fördern soll.

Aber nicht nur die Wissenschaft, auch der Staat stellt an die Universität berechnete Ansprüche. Ihm soll sie einen für höchste Kulturaufgaben geeigneten Nachwuchs heranbilden, insbesondere tüchtige Beamte und Lehrer. Daß sie dieser Aufgabe nicht gerecht werde, ist eine Klage, die seit Jahr und Tag lebhafter von manchen Seiten, auch der Jugend, jetzt sogar vom Preußischen Kultusminister erhoben wird.

Sie ist nicht unbegründet, obgleich der Zudrang immer größerer Massen zur Universität dazu in auffallendem Widerspruch steht. Hier mit Rat und Tat einzugreifen ist der Staat gewiß ebenso berechnigt, wie die Universität verpflichtet ist, diesen Anforderungen entgegenzukommen. Aber sie muß doch betonen, daß sie nicht bloß Wissen überliefern, sondern auch zu wissenschaftlichem Denken, unbeirrter Urteilsfähigkeit, geistiger Freiheit erziehen will. Wenn der Preußische Minister Becker behauptet, „die Mehrzahl der Universitätsstudenten werde von der Wissenschaft innerlich nicht berührt“, so ist das hoffentlich Übertreibung, und man muß sie dem Vater der pädagogischen Akademien zu Gute halten, die nach seiner Meinung grade „eine wissenschaftliche Gesinnung vermitteln“ und zu einem „neuen, echten Humanismus“ führen werden. So lebhaft ich bezweifle, daß dieser schemenhafte „neue Humanismus“ solche erzieherische Kraft entwickeln könne, und daß auf den pädagogischen Akademien Preußens weniger Banausen als auf den Universitäten sich sammeln werden, so lebhaft hoffe ich, die deutschen Universitätsstudenten werden durch die Tat beweisen, daß es unter ihnen mehr echte Studenten gibt, als Brotstudenten.

Freilich, höchste Bildung ist nur für höchst zu Bildende möglich. Und das werden Massen niemals sein. So sehr jedem Staatsbürger die Hebung echter Volksbildung erwünscht sein muß, so kann

der Ehrliche auch im Staate allgemeiner Gleichberechtigung nicht verschweigen, daß Wissenschaft eine durchaus aristokratische Angelegenheit ist. Nicht etwa einer aristokratischen Gesellschaftsschicht. Denn die Wissenschaft sieht nur auf die Leistung, fragt nicht nach der Herkunft. Alle Zeit hat sie dem Tüchtigen freie Bahn geöffnet, wie unsere Universität den Sohn eines armen Besenbinders, ihren nunmehr achtzigjährigen Senior, zu ihren leuchtenden Zierden zählt.

Nicht von jeher und immer, aber seit zwei ein halb Jahrtausenden doch recht oft hat es Spannungen zwischen Staat und Wissenschaft gegeben. So sehr sie aufeinander angewiesen sind, haben sie doch verschiedene Aufgaben und gehen andere Wege. Der Staat ist national bedingt und an die Realitäten des Lebens gebunden, die Wissenschaft ist international und strebt zur Idee. Die Spannungen sind stets vom Staat ausgegangen; er fühlt gelegentlich sich von der Wissenschaft bedroht und sucht sie in seine Grenzen zu bannen, ja sich dienstbar zu machen.

Erfahrung ist es, die Wissen schafft. Wissenschaft beginnt, ehe sich Gemeinschaften bildeten, die Staaten genannt werden können, längst ehe die Menschheit geschichtlich zu erfassen ist. Die Schöpfung und Ausbildung der Sprache, religiöser Vorstellungen, von Märchen und Mythen, all diese Anfänge des Denkens sind wissenschaftliche Leistungen größten Maßes, in ihrer Wucht uns nur deshalb nicht deutlich, weil wir sie alle selbst dank der Arbeit unserer Ur-ur-vorfahren spielend als Kinder geleistet haben und von unsern Kindern leisten sehen.

Reich ist dann die Wissenschaft gemehrt in der bewundernswürdigen Kulturarbeit der bis ins V. Jahrtausend hinauf verfolgbaren Reiche von Agypten und Babylon. Entwicklung aller praktischen Wissenschaften durch die großartigen Nutz- und Prunkbauten, Erweiterung der Länder- und Völkerkenntnisse, Erforschung des Laufs der Gestirne, Schaffung einer festen Jahresordnung, die Ägypten schon 4236 zu hoher Vervollkommenheit ausgebildet hat, Beobachtung des Körpers und seiner Krankheiten und nicht zuletzt Erfindung der Schrift. Soweit der Forschungstrieb sich über das unmittelbar Nützliche erhob, bediente er sich in dieser Zeit seiner Kindheit religiöser bildhafter Vorstellungen, die allen Abstraktionsversuchen der noch ungeschieden quellenden Triebkräfte der Phantasie und des Denkens die Form bot. Da aber die Religion damals nicht dem Staat gegenüber stand, sondern unlöslich mit ihm auf Gedeih und Verderb verwachsen, geradezu mit dem Begriff des Staates identisch war, den sie zum Makrokosmos erweitert idealisch widerspiegelte, so darf man wohl sagen, daß die Wissenschaft in jenen alten Reichen des Niltales und der Zweistromländer vom Staat geschützt und gefördert emporgeblüht ist. Aber über diese Denkform sind diese Völker nicht hinausgekommen. In Jahrhunderten, Jahrtausenden ruhiger Entwicklung gefestet, hatten diese religiösen Staaten und staatlichen Religionen sich so gerundet und innerlich vollendet, daß unwillkürlich sich das Denken den altherkömmlichen Formen einfügte, die Gestirne

und alle Naturkräfte nicht anders denn als Götter sich vorstellen konnte. Theologie war nicht nur Endziel aller Wissenschaft sondern Wissenschaft überhaupt. Und so wurde sie zur Fessel.

Solche Fessel gab es nicht in den kleinen Städtchen, die abgedrängte, Land suchende Griechen an der Westküste Kleinasiens gegründet hatten, untermischt mit Resten vorgriechischer Völker und der diesen verwandten Bevölkerung Lydiens. Diese aus der Kreuzung kraftvoller Barbaren, wie die einwandernden Griechen waren, mit einem hochentwickelten Kulturvolk erstandene neue Rasse der Joner, durch harte Not zusammengeschweißt zu biegsamem, kaum zu brechendem Stahl, diese Rasse, in kleine Stadtgemeinden zerspelt, jede mit der nächsten ebenso verfeindet wie mit dem gemeinsamen Feind des mächtigen Hinterlandes, war ganz ohne Tradition. So wächst bei den Griechen die Wissenschaft zugleich mit dem Staat, neben ihm und ganz ohne seine Hilfe frei aus der Erfahrung heran, um dann von diesem begabten Volk alsbald hinaus gehoben zu werden über praktische Zwecke in ungehemmtem Forschungsdrang. Den Jonern erwuchs aus ihrer reichen Händler- und Schiffer-Erfahrung, durch ihren frischen Wirklichkeitssinn die reine ungebundene rücksichtslose Wissenschaft, sie erwuchs mit der naiven Selbstverständlichkeit des Kindes, ohne Anlehnung an die Religion, die ihr keine Formen geben konnte, die sich um sie so wenig kümmerte wie der Staat. Da sie freie Männer waren, neben sich ebenso freie sahen und keine gebietende weit greifende Großmacht über sich fühlten, lag ihnen die Vorstellung fern, die ganze Welt, Himmel, Gestirne und Erde unter den Bilde eines wohlorganisierten Götterstaates zu sehen, zumal keiner ihrer Götter Anspruch auf Alleinherrschaft auch nur innerhalb seiner Stadt machte, geschweige denn der Nachbarstädtchen, deren jedes seine Götter auch wenn sie dieselben Namen hatten wie drüben, als seine, nur ihm eigenen eifersüchtig hütete. Selbst griechische Dichterphantasie eines Homer oder Hesiod hob die Götter nicht in die Himmelsfernen.

Hier bei diesen Jonern sondert sich zum ersten Mal Verstand und Phantasie. So konnten sie im VI. Jhdt., wie sie aus den Aufzeichnungen ihrer Händler und Schiffer die Geographie im weitesten Sinne und die Erdkarte schufen, aus der Beobachtung des Himmels und mit den von Babyloniern und Ägyptern erlernten astronomischen Kenntnissen in unbeirrten Wirklichkeitssinn auch ein Weltbild entwerfen und die ganze Welt mit Himmel und seinen Gestirnen und der Erde in der Mitten aus denselben Stoffen aufbauen wie diese Erde. Und da sie hier auf Erden diese Stoffe werden und vergehen sahen, übertrugen sie ganz natürlich diese Vorstellung auf die ganze Welt. Mit der Kühnheit des ersten Jünglingsdenkens umfaßten sie das Weltall in großen Gedanken und ließen aus einem einzigen Urstoff Himmel, Gestirne und Erde mit allem, was da krecht und fleucht, mit Menschen und mit Göttern entstehen und vergehen und wieder zurücksinken in den Urstoff. So schön wie in diesen ihrem kühnen Jünglingsalter hat sich wohl nie wieder das Leben der Wissenschaft dargestellt. Aus vorurteilsloser Beobachtung des Einzelnen werden

von genialen Männern mit ungeheurem Schwunge weltumspannende, zu einheitlichem System verdichtete Gedanken erzeugt, und diese regen nun wider die Einzelforschung erst recht an, ja sie eröffnen ihr neue ungeheure Gebiete, indem sie ihr Ziel und Aufgaben stellen. In dem gewaltigen Demokrit um 400 erreicht dies gigantische Streben ihren Gipfel und Abschluß, jenem Demokrit, dessen Atomenlehre die materielle Weltauffassung unvergleichlich und musterhaft darstellt und so die Grundlage der Naturwissenschaften geworden und geblieben ist.

Der Staat hatte zu dieser Wissenschaft überhaupt kein Verhältnis. Wiesollte er auch? Er wuchs ja selbst erst auf wie sie, fing wie sie selbst erst an, sich allmählig seiner Aufgaben bewußt zu werden. Wie Geschwister lebten und entwickelten sich beide aus dem Mutterschoße des jonischen Volkstums.

Diese kleinen Demokratien sahen die Aufgaben ihrer Gemeinschaft nur in der Wahrung und Erweiterung ihrer Macht und materiellen Wohlfahrt und der Verteilung der Lasten und Rechte auf die verschiedenen Klassen ihrer Bürger. Bildung war Privatsache. Mochte Jeder selbst sehen, wie er schreiben, rechnen und lesen lernte und was ihm sonst wünschenswert schien. Womit der Mann die Zeit ausfüllte, die er dem Staate nicht schuldete, war gleichgültig. Machte er dabei Erfindungen, die sich praktisch brauchbar erwiesen, wie Erdkarte, Voraussage von Finsternissen, so nahm man sie hin. Sie zu verdanken, gar zu lohnen kam niemand in den Sinn, geschweige denn, daß der Staat sich dafür einsetzte. Wissenschaft war damals in jedem Sinne, nicht nur im geistigen eine durchaus aristokratische Angelegenheit. Genies grandiosen Ausmaßes und von gewaltiger Spannkraft waren diese Schöpfer des freien Denkens, der reinen vorurteilslosen und nach keinem anderen Zwecke als der Befriedigung des Forschungstriebes fragenden Wissenschaft. Und alle diese alten jonischen Philosophen waren auch bürgerlich Aristokraten, reiche Männer, die nicht nur in Muße leben, auch beträchtliche Werte an ihre Forschungen zu setzen in der Lage waren.

Nur Einer von ihnen war ein armer landflüchtiger Mann, Xenophanes. Als Rhapsode verdiente er sich sein Brot von Ort zu Ort ziehend. Herausgerissen aus der Tradition und den angesammelten Wertschätzen seiner Heimat, hineingestellt in die zurückgebliebene altgläubige Welt des griechischen Mutterlandes, durch seinen Beruf auf die Gottheit gerichtet, warf er seine Gedanken nach dieser Seite und eröffnete von der Naturbetrachtung sich abwendend eine neue Sonderart, die Wissenschaft des reinen Denkens. Sie verwickelte sich bald in unlösliche Widersprüche.

Doch so sehr sie verwirrten, sie zerstörten nicht, sondern zeugten Neues. Sie führten Protagoras zu der Frage nach der Möglichkeit und den Grenzen menschlichen Erkennens. Mit seinem Satze „aller Dinge Maß ist der Mensch“ stellte er den Menschen, das Individuum für alle Zeit in den Mittelpunkt des Denken. Zunächst aber entfesselte er jene gärende geistige Bewegung, die wir die sophistische zu nennen pflegen. Wie ein Frühlingssturm fegte sie über alle religiösen, sitt-

lichen, politischen Vorstellungen dahin, bis Sokrates und Platon ihr Halt geboten. Im Kampf gegen die Negation der Sophisten, die am schärfsten Gorgias ausgesprochen hat in dem Satze: „wir können nicht erkennen, könnten wir's, so könnten wir's doch nicht mitteilen, und könnten wir's mitteilen, wir würden nicht verstanden“, schuf Platon durch die Entdeckung und klare Entwicklung der Begriffe, der Ideen, erst die sichere Methode wissenschaftlichen Denkens. So scharf Platon seinen Gegensatz gegen die Sophisten herausgearbeitet hat, so steht er doch so gut wie sein Meister Sokrates in zweifacher Hinsicht den Sophisten näher als der alten jonischen Wissenschaft, die in stürmischem Schöpferdrang noch alles umfaßte. Sie lehnen miteinander die Naturwissenschaft ab. Nicht als ob sie sich feindlich zu ihr stellten, aber sie erschien ihnen unwichtig, weil sie für die sie bewegenden Fragen nicht aus ihr lernen zu können meinten. Platon läßt das im Phaidros mit klaren Worten seinen Sokrates sagen. Da zeigt sich, daß die Ablehnung nach ihrem intensiven Studium erfolgt ist. Dies Zeugnis trifft so gut für Platon wie für Sokrates zu, den Aristophanes nicht umsonst auch als Naturforscher verspottet hat. Selbstverständlich haben auch Protagoras und Gorgias und alle großen Sophisten die Naturphilosophen studiert. Daß aber durch die Sinne, deren Täuschung sie im weitesten Maße erwiesen, Erkennen unmöglich sei, darin stimmten Sophisten und Platon vollkommen überein. Weiter verbindet sie gegenüber den alten Jonern die Wendung auf das Nützliche. Da die Sophisten absolutes Erkennen für unmöglich erklären, wollen sie lehren, wie der Einzelne seinen Vorteil am besten finde, und wie der ganze Staat sich am nützlichsten ordne. Noch bestimmter tritt der praktische Zweck bei Sokrates und Platon hervor, wenn sie ihr ganzes Denken auf die Erforschung des „Guten“ konzentrieren in dem Sinne, daß dies das Ziel jedes Menschenlebens sei und zum Glück führen müsse.

So standen die Sophisten und Sokratiker anders zum Staate als die jonischen Begründer der Wissenschaft. Aber der Staat, jedenfalls das demokratische Athen, hielt den alten Grundsatz aufrecht, daß Bildung und Wissenschaft Privatangelegenheit sei. Auch Perikles hat nicht daran gedacht, ihn zu ihrer Unterstützung zu veranlassen, so lebhaft er selbst für die Wissenschaft interessiert war, die zu seiner Zeit begann auch in Athen Fuß zu fassen. Mit dem großen jonischen Naturphilosophen Anaxagoras, ebenso aber auch mit dem gedankenstarken Begründer der Sophistik Protagoras hat er eifrig angeregten Verkehr gepflogen. Das gerade wurde dem Anaxagoras zum Unheil. Um Perikles dem Volke zu verdächtigen, stürzte sich die Gegenpartei auf seine Umgebung, griff wie Pheidias und Aspasia auch den greisen Philosophen mit einer Klage an. Durch Flucht mußte er sich dem Todesurteil entziehen, das ihn als Gottesfrevler traf, der die Sonne für glühende Masse und den Mond für eine zweite bewohnte Erde erklärt hatte.

Es ist das erste Mal, daß der Staat sichtbar in die Wissenschaft eingreift, und es ist das demokratische Athen in der Zeit der glänzendsten Entfaltung seiner politischen und künstlerischen Kräfte, das

seine Religion gegen die Wissenschaft in Schutz nehmen zu sollen glaubte. Die Religion gab den Vorwand, politischer Haß das Motiv. Sie vereinigten sich auch beide 412 gegen Protagoras und 399 gegen Sokrates. Bei diesen beiden trat aber hinzu das Gefühl, daß die von ihnen betriebene Wissenschaft den Bestand des demokratischen Staates gefährde. Sokrates, der Athener, floh nicht, wie er so leicht gekonnt hätte; gehorsam den Gesetzen seiner Vaterstadt trank er den Giftbecher, der erste Märtyrer der Wissenschaft.

Da ist verständlich, daß auch der attische Staat nichts für die Wissenschaft tat. Sie blieb Privatsache und ihre Vertreter konnten froh sein, wenn der Staat sie gewähren ließ.

Das Bewußtsein, dem einzelnen Staatsbürger und dem ganzen Staate nützlich zu leisten, führte notwendig die Sophisten und Platon zu dem Verlangen nach Anerkennung und materieller Unterstützung, um so nützliche Arbeit zu ermöglichen oder sicher zu stellen. Forderten die Sophisten nur von ihren Schülern Honorar getreu der alten Anschauung, daß Bildung Privatsache sei, so hat Platon mit ihr gebrochen und forderte viel mehr. Persönlich zwar lehnte er wie Sokrates jedes Honorar ab, er konnte sich nicht genug tun in der Verachtung der Sophisten, die wie Krämer ihre angebliche Weisheit verkörerten. Aber der Staat sollte, so verlangte er, die immer wiederholte und immer neu gesiebte Auslese der geistig und körperlich Tüchtigsten auf seine Kosten von Kindheit an erziehen, ihnen die höchste Bildung vermitteln und ihnen sorgenfreies Dasein ihr ganzes Leben lang sichern. Er hat diese Forderungen aufgestellt und begründet in seinem großen Werk über den Staat wie er sein sollte, dem ersten Staatsbuch das uns bekannt ist, wenn auch schwerlich dem ersten, das geschrieben ist.

Wie jeder einzelne Mensch nach dem Guten strebt, das allein das Glück ist, so soll auch die Menschengemeinschaft, die der Staat darstellt, sich dies hohe Ziel setzen und damit dies erkannt und der Weg zu ihm gefunden werde, muß der Staat dazu geeignete Führer mit allen Mitteln ausbilden. Um die große Masse der Staatsbürger kümmert sich Platon nicht — die Sklaven gar, die doch wohl ein Drittel der attischen Bevölkerung ausmachten, existieren für ihn nicht einmal. Diese Masse ist zum Erwerben der Lebensnotwendigkeiten da, sie ist der Nährstand. Sie hat die Mittel zu schaffen, um ihre Beschützer, das Heer, und ihre Leiter, die Regierung, auszubilden und zu erhalten: die edelsten Elemente des Volkes, die aus der Masse aufsteigen oder durch geregelte Züchtung gewonnen werden sollen. Es sind Gedanken, deren Kern wenigstens der moderne Staat zu verwirklichen sich lange bemüht. Er errichtet ja aus seinen Mitteln, die von der erwerbenden Masse aufgebracht werden, die Bildungsanstalten, die ihm seine Offiziere und Beamten ausbilden und ihnen gibt er wie Platon, was die antiken Freistaaten nicht kannten, den Lebensunterhalt — auch darin Platons Vorschrift getreu, daß er ihn knapp bemißt.

Für die Bildung der Staatslenker war im platonischen Staat das Ziel von selbst gegeben mit der Zielsetzung für den ganzen Staat: zur Erforschung des Guten sollen sie angehalten und befähigt

werden, sie sollen philosophisch gebildet werden. „Wenn nicht die Philosophen Könige werden, oder die Könige Philosophen, gibt es kein Heil für die Staaten und das ganze Menschengeschlecht.“ So wäre denn der Wissenschaft im Staate nicht nur Freiheit garantiert, sie wäre die Königin des Staates; nicht sie soll dem Staat, sondern der Staat ihr gehorchen. Man dürfte deshalb meinen, daß dieser Philosophenstaat für die Wissenschaft im weitesten Maße sorgen werde. Das ist aber keineswegs der Fall. Weder der Erforschung der Natur im Großen oder Kleinen, noch der Erforschung der Geschichte wird von Platon auch nur ein Wort gegönnt, geschweige daß sie der Staat irgendwie unterstütze und fördere. Die Medizin hat er sogar ausdrücklich ausgeschlossen, da sie den Menschen alle möglichen Leiden einrede und Kranken ihr unnützes Leben künstlich verlängere; denn der rechte Staat wie er sein sollte, ziehe nur gesunde Kinder auf und bilde sie körperlich zur vollen Kraft aus, lasse ruhig den sterben, der nicht mit einfachen Mitteln bald zu voller Gesundheit wieder gebracht werden könne. Ebenso lehnt Platon, so hoch er die Rechtsphilosophie schätzt, die praktische Rechtswissenschaft ab: denn im Staate, wie er sein sollte, gebe es keine Prozesse, da jeder das Seine und stets in Rücksicht auf das Gesamtwohl tue. Nur die Mathematik pflegt der platonische Staat in all ihren Teilen, ihre praktische Anwendung aber ist dabei ganz nebensächlich. Und wenn Platon bei dieser Gelegenheit auch mit großartiger Geste ihr sogar ein neues, damals noch nicht bearbeitetes Gebiet, die Lehre vom Körper, die Stereometrie anweist, so hat er doch aufs deutlichste und wiederholt in seinem Staatswerk ausgesprochen, daß auch die Mathematik mit der Astronomie nicht als solche an und für sich zu erforschen sei, sondern nur propädeutisch verwendet werden solle, um den Geist der philosophisch zu bildenden Staatslenker vom Materiellen weg auf die reine Idee hinzuleiten, ihn vorzubereiten auf die einzige Wissenschaft, die dem Staate von Nutzen ist, ohne die er nicht sein und sich entwickeln kann: auf die Erforschung des Guten. Mag und muß man diesen Begriff auch noch so weit fassen, darüber kann gar kein Zweifel walten, daß freie wissenschaftliche Forschung, die sich selbst immer wieder neue Gebiete öffnet und neue Ziele stellt, im platonischen Staate keine Stelle hat, nach den Absichten seines Begründers auch gar nicht haben kann. Denn nicht um ihrer selbst willen soll sie hier getrieben werden, sondern allein um des Staates willen. Er gibt den Begabten die Möglichkeit, sich ganz und sorgenfrei der Wissenschaft zu widmen, dafür kann und muß er auch verlangen, daß er Nutzen von ihr habe. Mit der unerbittlichen Folgerichtigkeit und doktrinären Einseitigkeit, die Platons Staatsschrift überall charakterisiert, hat er dies Nützlichkeitsprinzip wie für alle Verhältnisse so auch für die Wissenschaft durchgeführt. Wie der Schwache und Kranke dem Staate nicht nützen können, also bald möglichst abgetan werden sollen; wie Homer und fast die ganze Poesie, gerade weil sie schön ist und die Seele im Tiefsten ergreift, staatschädlich ist, da sie die Ehrfurcht vor den Göttern und die Moral gefährden und die Menschen weich machen könnte, also ausgestoßen,

geächtet werden soll; so darf auch von der Wissenschaft nur betrieben werden, was zur Erkenntnis des Gerechten und Guten führt und zu ihr vorbereitet. Dieser so begrenzten Aufgabe aber soll sich der Mensch mit seinem ganzen Leben und Wesen in äußerster Anspannung all seiner Kräfte hingeben, in denen sich die höchste Potenz des ganzen Staates konzentriert. Dann wird dem Auserwählten nach langem Streben in seinen letzten Mannesjahren, dem hohen Fünfziger vielleicht, in einem Augenblick seeliger Entrücktheit die heiß ersehnte Wahrheit sich offenbaren. Aber das Glück welt- und selbstvergessenen Forschens und Schaffens gönnt Platons Staat seinen erleuchtetsten Bürgern nicht, sondern wieder und immer wieder sollen sie aus der Sonnenhelle ihrer Erkenntnis hinabsteigen ins gemeine Leben, tätig, helfend, fördernd eingreifen in die Staatsverwaltung, sollen in das Höhlendunkel der erdgefesselten Brüder Strahlen ihrer Erkenntnisse tragen. Denn das sind sie dem Staate schuldig, der ihnen ja erst die Möglichkeit gegeben hat, ihre Fähigkeiten auszubilden und ungestört dem Denken über die höchsten Fragen zu leben.

In diesem Staate Platons könnte sich ein freier Mensch niemals entwickeln, kein freier Mensch möchte in ihm leben. Und wenn es denn sein müßte, so würde er nur in der Masse, um die Platon sich nicht kümmern mag, existieren können.

Platons Staat ist nicht aus dem Leben heraus gebildet, er ist eine mathematische Konstruktion. Mathematische Konstruktionen sind auch seine Menschen, von der Masse abgesehen, die er sich selbst überläßt, sind die Schützer und Leiter des Staates. Platon wollte ja auch gar nicht einen Staat schildern, wie er ist oder sein kann, sondern ein Ideal wollte er aufstellen für den Staat wie er sein soll. Und dies Ideal hat er mit jenem fanatischen Eifer bis in seine letzten Konsequenzen durchdacht und unerbittlich folgerichtig verfolgt, der alle politischen Idealisten bis auf unsere Tage ergreift und gar manche bis zu Feuer und Schwert getrieben hat.

Man darf getrost sagen, Platon hätte es in seinem eigenen Staat nicht ausgehalten, sicher nicht als Jüngling, schwerlich auch als Fünfzigjähriger, als welcher er dies Buch schrieb.

Es herrscht die verwunderliche Vorstellung, noch verwunderlicher da sie allgemein zu sein scheint, daß Platon in seiner Staatsschrift Gedanken ausgesprochen habe, die seinem innersten Wesen entsprechen, mit denen also seine übrigen Schriften und sein eigenes Leben übereinstimmen müßten. Man hat deshalb in den Begriff des Guten die Wissenschaft in ihrer Allheit hineininterpretiert und Platons Akademie zum Beweis dafür herausgezogen, daß er tatsächlich kein Forschungsgebiet prinzipiell ausgeschlossen habe. Diese Auffassung verkennt Sinn und Zweck der Staatsschrift. Sie steht ja in krassem Widerspruch zu mancher seiner Eigenschaften und Neigungen, deren er sich durchaus nicht schämt. Platon lebt in der Poesie, selbst ein unvergleichlicher Dichter, er kennt die Wonnen der Liebe und hat sie mit heller Sinnenfreude genossen, er freut sich an der Schönheit von Mensch und Tier, Frühlingsduft und Sternenhimmel, freut sich an Scherz und

Wein und Rausch und Übermut und fragt seines inneren Reichtums froh nicht mit Pedantenmiene bei allem Tun und Lassen, ob es nützlich sei. Als er aber den Staat konstruierte, wie er sein sollte, da fragte er nicht nach Wünschen und Neigungen seiner Individualität, sondern erdachte sich mit der starren Folgerichtigkeit seines unerschrockenen Verstandes auch den Menschen, wie er sein sollte, als Glied eines solchen Staates — nur als solches Glied ohne eigenen Besitz, ohne eigene Familie, ohne Individualität. Auf den Nutzen für das Ganze ist alles angelegt. Allein diesem Nutzen dient auch die Wissenschaft von Guten. Die mathematischen Disziplinen sind einzig geeignet, den Geist für das reine Denken zu schärfen, deshalb sind sie als Vorbereitung willkommen, aber Naturwissenschaft, Geographie, Geschichte sind dafür irrelevant, bleiben bei Seite.

In der Tat war wohl Platon für diese Zweige der Wissenschaft nicht besonders beanlagt, hat ihnen jedenfalls nie eindringendes Interesse und produktive Arbeit zugewandt, während er Mathematik intensiv getrieben und ihr weithin wirkende Anregungen gegeben hat, abstrakter Denker von tief religiöser Sehnsucht. Aber er war weit entfernt, solche Studien zu mißachten. Er hat den Hippokrates als wahrhaft wissenschaftlichen Forscher gepriesen, er ließ seine Schüler in der Akademie nach allen Richtungen ruhig gewähren, unterstützte sie wohl auch nach Kräften: sind doch Aristoteles und Herakleides der Pontiker aus seiner Schule hervorgegangen. Als alter Mann hat sich dann Platon, wohl von Aristoteles angeregt, noch einmal mit der Naturwissenschaft befaßt, von der er sich als Jüngling unbefriedigt abgewandt hatte, hat Demokrit studiert und hat von ihm angeregt, im Timaios wie auch immer die Materie mit der Idee zu durchdringen versucht. Wie hätte auch Platon so ganz einseitig die Wissenschaft betreiben können, der wie kein anderer, dem Drang nach Erkenntnis den tiefsten Ausdruck in unvergeßlichen Bildern gegeben hat?

Aristoteles dagegen, Sproß eines alten nordgriechischen Ärztegeschlechtes, hat nach langer Vorbereitung in der Akademie die reich entfaltete Wissenschaft, in all ihren Gebieten selbständig tätig, in seinem vielseitigen Geist mit unerhörter Arbeitskraft zusammengefaßt und so ist er erst, für die ungeheuren Aufgaben vorbereitender Sammlungen und wissenschaftlicher Hilfe Anderer bedürftig, der eigentliche Organisator der Gesamtwissenschaft geworden. Seine Schule, der Peripatos, nach dem Muster der platonischen Akademie begründet, hat in Wahrheit die „universitas literarum“ dargestellt. Sie hatte ihre Stätte in Athen, obgleich auch gegen ihn die attische Demokratie sich wieder einmal mit dem Fluch der Philosophenfeindschaft belud. Doch galt seine Verurteilung, die ihn zur Flucht trieb, nicht dem Wissenschaftler, sondern dem Schützling des großen Alexander. Tatsächlich blieb seine Schule, so gut wie die Akademie ruhig in Athen weiter und auf die Dauer bestehen und ihnen gesellten sich bald die Schule Epikurs und der Stoiker zu. Der Staat ließ sie gewähren, freute sich ihrer fürderhin mit Stolz, da sie Athen nach Verlust seiner Macht und Autokratie mit dem Ruhm der Philosophenstadt umwoben. Aber

unterstützt hat er sie nie: die Wissenschaft blieb in Athen nach wie vor Privatangelegenheit. So verdorrte denn bald der Peripatos mit seinen weiten naturwissenschaftlichen und historischen Interessen, nur das reine Denken konnte hier, großer Bibliothek und Institute nicht bedürftig, sich fortentwickeln, hier aber wie nirgends noch, fortan in ungestörter Freiheit.

Ein König war es, der zum ersten Mal der Wissenschaft Mittel des Staates zur Verfügung stellte und zwar sogleich im größten Maßstab: der Makedone Ptolemaios, der sich, einst General Alexanders, beim Zerfall seines Reiches zum König von Ägypten gemacht hatte, und es mit wenig Tausend Griechen regierte. In der ägyptischen Griechenstadt Alexandria hat er und sein Sohn Ptolemaios Philadelphos nach dem Plan des Aristotelesschülers Demetrios von Phalëron das Institut begründet, das der eigentliche Erbe und Fortsetzer des Peripatos geworden ist: das Museion. Hier gewährte der König auserlesenen Gelehrten nicht nur sorgenfreies Dasein, er verschaffte ihnen auch mit dem unerschöpflichen Reichtum seines Reiches die kostspieligen Mittel zur jeglichen Forschung. Er brachte die erste umfassende, systematisch gesammelte Bibliothek zusammen, baute eine Sternwarte, ließ Tiere und Pflanzen kommen, gab Ärzten die Möglichkeit zu anatomischen Studien, sogar zu Vivisektionen, gab die Mittel zu Forschungsreisen und Erdmessungen, kurz er förderte durch staatlich fundierte Einrichtungen die Wissenschaft in ihrer ganzen Weite. So ist dies Museion in Alexandria die Stätte und das Muster wissenschaftlicher Forschung durch das ganze Altertum hindurch geblieben und das Muster für ähnliche Institute in andern hellenistischen Königreichen geworden, von denen freilich nur Pergamon und auch dies nur auf kurze Zeit wetteifernd hervortritt, und schließlich im kaiserlichen Rom. Die Wissenschaft hat dieser treuen Pflege Lohn reichlich vergolten. Sie hat in unermüdeter Einzelforschung den weltumfassenden Arbeitsplan der alten Joner und des Aristoteles so ausgebaut, daß auf ihren festen Fundamenten nach tausendjähriger Pause die moderne Wissenschaft weiter bauen konnte. Sie vermochte das, weil ihr mit den reichen Mitteln des Staates zugleich auch die Freiheit der Forschung gegeben war. Es war nicht Schuld der Könige, wenn gelegentlich ein Gelehrter sich von der Hofluft anstecken ließ, wie Aristarch — leider ein Philologe — drei Verse Homers, in denen Agamemnon einem unglücklichen Vater sagt: „deine Tochter geb ich dir nicht heraus, sie soll mir weben und mein Bette teilen“ mit der Begründung für unecht erklärte, so etwas sage ein König nicht, und wenn er's tue, könne der Vater sich nur geehrt fühlen. Ein anderer aber — es war ein Mathematiker — hat einmal einem Könige gesagt, zur Wissenschaft führe nur eine steile Leiter, da gebe es für Könige keine bequemere Treppe.

Die römischen Kaiser sind den hellenistischen Königen auch in der Pflege der Wissenschaft nachgefolgt. Sie ließen nicht nur das Museion in Alexandria weiter bestehen, sie gründeten Bibliotheken und Lehrstühle mit festen Gehältern. Wenn die Eloquenz in einer

für uns kaum verständlichen Weise von ihnen dabei bevorzugt wurde, so muß man sich gegenwärtig halten, daß diese, wie sie damals betrieben wurde, eine auf philologischer Forschung beruhende Kunst war und daß sie dialektisch und juristisch Erhebliches leistete. Auch die Gemeinden reicher Städte ließen sich jetzt, wie schon in hellenistischer Zeit Rhodos, höhere Bildung und Wissenschaft angelegen sein.

Die Freiheit der Wissenschaft fand nun aber ihre Grenzen am Kaisertum. Platons Forderung, sie solle dem Staate nützen, wurde von ihm in dem Sinne erhoben, sie müsse sich der Idee des römischen Imperiums fügen, sie dürfe sich nicht gegen das Kaisertum und seine Institutionen wenden. Damit war ein abschüssiger Weg betreten. Er führte dazu, daß die Katheder weniger nach Befähigung und Leistung als nach persönlicher Gunst vergeben wurden, die Kandidaten um das Wohlwollen des Kaisers und seiner Beamten buhlten; er führte zu der noch schlimmeren Wendung, daß die hohen und niedern Schulen statt zu wissenschaftlicher, d. h. vorurteilsloser Bildung zum geistigen Kampf gegen staatsgefährlich erscheinende Bewegungen als gefügte Werkzeuge benutzt wurden. So haben sie die Kaiser Maximinius und Julian gegen das Christentum ausgespielt und umgekehrt die christlichen Kaiser gegen das Heidentum.

Erst recht tat das die christliche Kirche. Sie wurde in der 395 abgespaltenen und bald zersplitterten Westhälfte des Reiches unter Führung des römischen Bischofs, des Papstes, die Erbin des römischen Kaisertums mit all seinen Ansprüchen, und statt des Staates, auf dessen Trümmern sich ein neuer langsam in urtümlichen Formen zu festigen begann, wurde sie Hüterin und einzige Pflegerin der Wissenschaft — war auch nur ein verkümmertes Restchen von dieser übrig geblieben. Entbehren konnte sie sie schon deshalb nicht, weil sie selbst auf ein Buch begründet war, sie ihre Glaubenssätze mit den geistigen Mitteln der griechischen Philosophie entwickelt hatte und weil sie die lateinische Sprache beibehielt, die kein Volk mehr sprach. So hat die römische Kirche die Wissenschaft hinübergerettet ins germanische Mittelalter, natürlich in der Bindung wie sie sie vom Kaisertum überkommen hatte und wie sie ihr genehm und nützlich war, also im Sinne zwar nicht Platons, aber des platonischen Staates. Denn wie sie diesen in seiner Dreiteilung Nährstand, Wehrstand, Lehrstand in den Priestern, Rittern, Bauern nach Möglichkeit verwirklicht hat sogar so weit, daß die Priester persönlich besitzlos, von der arbeitenden Masse ebenso wie die Ritter ernährt wurden, so hat sie ihrem priesterlichen Lehrstand auch die Wissenschaft vorbehalten, die in der an Aristoteles entwickelten Scholastik glänzende Entfaltung fand, und hat ihr, ganz wie Platons Staatsschrift, die Grenzen und das Ziel vorgeschrieben. Platon nannte es das Gute, die Kirche natürlich Gott. Aber hier gähnt nun ein abgrundtiefer Unterschied: sollten die Lehrer und Leiter des platonischen Staates nach langer wissenschaftlicher Denkschulung das Gute ihr Leben lang suchen, sich ihm in heißem Streben forschend zu nähern sich mühen trotz der Gewißheit, es nie ganz zu fassen — denn die Weisheit hat Gott allein, der Mensch kann nur nach ihr hin-

streben — so besitzt der christliche Priester durch göttliche Offenbarung das Wissen von Gott, er braucht es nicht zu suchen, ja er darf es nicht suchen. Freie Forschung von Platon auch in seinem Staat als höchste Aufgabe und heilige Pflicht des höchst Gebildeten gefordert, wenn auch auf das dem Staat Nützliche beschränkt, ist in der strengen christlichen Kirche unmöglich. Hat die attische Demokratie in vereinzelt Fällen wissenschaftliche Forschung als Asebie empfunden und gegen ihre Träger Todesurteile gefällt, so hat das die römische Kirche systematisch und mit mittelalterlicher Grausamkeit getan, indem sie sich die Rechte des Staates anmaßte. Noch Giordano Bruno mußte den Scheiterhaufen besteigen, Galilei wurde zum Widerruf gezwungen, und die Lehre des Kopernikus, daß die Erde um die Sonne kreise, wurde gar noch 1616 auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt, der erst 1757 diesen Schandflecken schamhaft ausmerzte.

Waren die Universitäten bis ins XVI. Jhd. insgesamt kirchliche, vom Papst sanktionierte Institute, deren Fakultäten demgemäß der Theologie sich unterordneten, oder wie alle Fächer der philosophischen Fakultät geradezu nur auf sie vorbereiteten — ganz im Sinne des platonischen Staates, so entglitt in der großen geistigen Bewegung, die wir die Renaissance zu nennen pflegen, die Wissenschaft der Kirche, und vergeblich blieben ihre Versuche, sie in den engen Schranken des Mittelalters festzuhalten. Im Kampf mit ihr, getragen von der kraftvollen Lebensbejahung dieser Zeit, schuf sie mit Hilfe der Antike eine neue Weltanschauung. Zunächst in Italien erwacht, hat die Wissenschaft sich in den von Rom abgefallenen Ländern freier und glänzender entwickelt, da in ihnen die neuen Kirchen nicht dieselbe Macht über den Staat gewannen, die Rom sich erobert und so lange ausgeübt hatte. Trotz dieser Spaltung blieb sie aber, wie sie war und von Natur ist, übervölkisch, schon äußerlich als Gemeinbesitz der westeuropäischen Kultur durch die Lateinische Gelehrtensprache gekennzeichnet.

Sie blieb es auch, als die Landessprachen das Latein verdrängten. Ja, sie wurde es noch vielmehr, da die gesteigerten Verkehrsmöglichkeiten Entfernungen aufhoben, obgleich ganz anders als früher die Wissenschaft die Hilfe des Staates in Anspruch nahm und so mit ihm enger als jemals verbunden wurde. Denn die Universitäten gingen aus der zweckgebundenen Form des platonischen und kirchlich-mittelalterlichen Staates in die aristotelische über: nicht mehr das Eine nur, das allein dem transcendenten Streben frommt, das Wissen um das Gute, um Gott, sondern die ganze weite Welt mit ihren tausend Fragen und Rätseln wurde als ihre Aufgabe gefaßt. Wenn auch die Wissenschaft keineswegs auf die Universitäten beschränkt blieb, und damals wie immer vor und nach stärkste Anregungen auch von außerhalb stehenden Männern erhielt und erhält, so sind es doch die Universitäten, in denen die wissenschaftliche Arbeit sich konzentriert, weil nur der Staat mit seinen Mitteln Forschern die Existenzmöglichkeit und das Rüstzeug in ausreichendem Maße zur Verfügung stellen kann.

Des wurde er sich bald bewußt und stellte seinerseits ohne Rücksicht Forderungen, wie einst und lange noch die Kirche. Denn natürlich hörte mit dem Machtverlust der römischen Kirche Beschränkung der Wissenschaft nicht ganz auf. Auch in protestantischen Ländern beengten religiöse Vorurteile ihre freie Entfaltung. Schärfer aber waren die Eingriffe des Staates, insbesondere wenn er durch eine wissenschaftliche Richtung sich angegriffen oder gar gefährdet glaubte. Immer wieder tritt die platonische Auffassung hervor, daß der Staat, wenn er Wissenschaft pflegt, von ihr Nutzen zu haben verlangen darf. So gab es wieder und wird es ja wohl immer Zusammenstöße beider Mächte geben, gleichviel ob eine Monarchie oder eine Republik die ihr genehme politische Richtung an ihren Universitäten und womöglich bei allen Bürgern betont oder gar ausschließlich vertreten sehen will.

Verfolgung politischer Gesinnung schädigt die Wissenschaft und bringt dem Staate auf die Dauer keinen Nutzen. Es leidet nur der Betroffene.

Aber was besagt der Ausschluß Einzelner gegen den Ausschluß eines ganzen Volkes aus der internationalen Wissenschaft?

Blindwütiger politischer Haß unserer Feindstaaten, die nicht erröten sich Siegerstaaten zu nennen, hat den Ausschluß Deutschlands, das einst eine Französin das Land der Dichter und Denker genannt, aus der internationalen Wissenschaftsgemeinde diktiert. Er ist heute noch nicht aufgehoben, neun Jahre nach dem unseligen Zusammenbruch deutscher Kraft, acht Jahre nach dem Wortbruch und Wahnsinn von Versailles. Ein Schade ist es für beide Teile, die Schande aber liegt auf den Staaten, die sich selbst verhöhrend als Träger der Kultur und des Weltfriedens preisen. In Wahrheit ist es freilich eine leere Geste. Denn die wissenschaftlichen Forscher aller Nationen bilden eine Gemeinschaft des Geistes, einen wahren Völkerbund, der nie begründet war und nie zerstörbar ist, weil alle demselben Ziele zustreben.

Der Wehrlose ist jeder Schmach ausgesetzt. Aber hat man auch unser ruhmbedecktes unbesiegttes Heer zwerghaft verkleinert in kläglicher Angst vor seiner Kraft — die ganze Welt wider das eine Deutschland — wehrlos sind wir doch nicht. Den Lebenswillen des deutschen Volkes hat nicht der vierjährige Krieg gegen ungeheure Übermacht, hat nicht die Hungerblockade, nicht Plünderung und Erpressung, nicht innerer Hader brechen können. Der Fleiß seiner Hände und die Kraft seines Geistes sind noch da. Sie führen ein neues Volksheer zusammen, daß sich die Achtung der Welt zu eringen schon begonnen hat und mit ihm leider auch Neid und neuen Haß.

Ihr, Kommilitonen, seid berufen, ihm Führer zu stellen. Wir Alten haben verloren, was unsere Väter gewannen, wir müssen mit dem gramvollen Bekenntniss ins Grab steigen, daß wir schlechter waren als unsere Väter. Möget Ihr, Kommilitonen, einst Euch rühmen dürfen, besser zu sein als Eure Väter!

Dazu möchten wir Euch helfen mit unseren Kräften, indem wir Euch zuführen, was wir in unseren Leben erarbeitet haben, und Euch

erfüllen mit dem Besten, was die Wissenschaft gibt: mit dem Ernst der Arbeit, die vor keiner Schwierigkeit zurückschreckt und keine Kleinigkeit zu gering achtet, mit der Wahrheitsliebe, die zum Letzten dringt und unerschrocken das schwer Errungene bekennt und verteidigt, mit dem Geist der echten Wissenschaft, die nichts anderes ist als nimmer müdes Streben nach der Wahrheit und dem Guten, nach den letzten un erreichbaren Erkenntnissen. Töne Euch alle Zeit der Engelsang durch die Seelen: „wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.“ Strebend sich bemühen über das Gemeine hinaus zum Guten, zu Gott — das ist ein Leben, daß des Lebens wert ist. Der Kreis, den dies Streben eint, greift weit hinaus, über alle Schichten unseres Volkes, über Arm und Reich, über Alt und Jung, über Geist und Werk und Handel, und doch ist er eng. Er stellt die Auslese aus der Masse dar, wie Platon sie forderte zum Heile des Staates, aber in weiterem Sinne als er; denn wir haben gelernt jede Arbeit zu schätzen. Dieser Kreis ist die rechte Aristokratie, eine Aristokratie, die demütig bescheiden jeden Tag ihre Berechtigung sich neu erwirbt. Zu ihr will die Universität gehören und soll jedes ihrer Mitglieder sich drängen.

In diesem Bewusstsein darf sie wohl ihrem Rektor auch heute noch den Fürstenmantel um die Schultern legen. Reißt ihn auch einst ein Sturm herab, die rechte Wissenschaft mit ihrer nie gestillten Sehnsucht, ewig arm und ewig reich, bleibt doch eine Königin, ob sie im Purpur schreitet oder in härenem Gewande.